

..... WALTRAUD HABLE

Mein
Date
mit
der
Welt



DUMONT

INHALT

VORWORT

Wenn das Herz plötzlich wie wild pocht

Seite 10

1

Fünfzehn Jahre Zögern

Seite 14

2

Unsichere Schritte in Richtung Freiheit

Seite 28

3

Afrika für Anfänger

Seite 46

4

Love me tinder? Von Haien und Männern

Seite 59

5

Falsche Erwartungen und Existenzängste

Seite 75

6

Hormonelle Missverständnisse unterm Regenbogen

Seite 91

7

Selfies mit Jesus und ein lehrreicher Kochkurs

Seite 109

8

*Ein Mann namens Richard.
Und warum die Welt ein Dorf ist*

Seite 123



9

*Verloren in der Natur:
Ich bin eine Dampfbrot*

Seite 139

10

Ehrlich währt am längsten

Seite 154

11

Eine Jeans sorgt für Aufregung

Seite 167

12

Abbruch und Neustart bei den Mönchen

Seite 181

13

Ich sehe tote Menschen (und vieles andere)

Seite 193

14

*Reisemüdigkeit und die Entdeckung
des Schubhimmels*

Seite 214

15

*Panische Verlängerung.
Ich kann noch nicht nach Hause!*

Seite 229

NACHWORT

Bin das noch ich?

Seite 241

Ein schwergewichtiger
Koffer,
eine Frau,
EINE WELTREISE



San Francisco

Ich will hier
raus!

New York

Ich bin
kein Monster
mehr



Lissabon

Wein und eine
Polizei-Rüge

WIEN

Alles
Ausreden!

Marrakesch

Ich kauf mich
glücklich

**Oahu
(Hawaii Inseln)**

Filmreife
Dates



Kapstadt

Haie und
Männer in
Sicht!

Buenos Aires

Hallo Jesus, bitte
lächeln!

Rio de Janeiro

(M)ein
Weltreise-Guru



Helsinki

Ich muss gar nichts

Wie verbrennt man eine Leiche?



Varanasi

Tokio

Essen!
Staunen!

Neu Delhi

Lebensmüde
Riksha-Fahrer

Chiang Mai

Oooooom

Trivandrum

Ich glaube,
ich bin
beim falschen Arzt

Ragun

Bitte
ordentlich
kleiden!

Vientiane

Ich breche
ab!



Tansania

Der Elefant
will
meine Kekse?

Alice Springs

Er nennt
mich Dumpfbacke

Sydney

Die
freundlichste
Stadt
der Welt



WENN DAS HERZ PLÖTZLICH WIE WILD POCHT

Ein Spaziergang durch die ostafrikanische Einöde. Keine Menschenseele weit und breit. Nur ein paar Zebra-Totenschädel am Wegesrand und flirrende Hitze in der Luft. Plötzlich spürte ich es. Erst nur ganz schwach, dann so stark, dass ich es nicht ignorieren konnte, weil es mir fast die Luft zum Atmen abdrückte. Mein Brustkorb schmerzte, in meinem Hals wurde es ganz eng. »Na, toll«, hämmerte es in meinem Hirn. »Jetzt hängst du mitten in der Pampa in Tansania herum und hast was am Herzen.« Eine Arrhythmie? (Als versierter Hypochonder bin ich durchaus medizinisch bewandert.) Ein Infarkt oder Anzeichen für eine Herzmuskelentzündung? Stöhnend blieb ich stehen. Vielleicht hätte ich doch die Erkältung daheim besser auskurieren sollen. Aber es gab vor Beginn dieser Weltreise so verdammt viel zu tun.

Ich stemmte die Arme in die Hüften, atmete tief ein und aus und ließ den Blick über die karge Landschaft schweifen. Bloß

nicht durchdrehen jetzt. Der Brustkorb fühlte sich noch immer komisch an. Aber ... wenn ich genau in mich hineinhorchte ... dann war das kein todbringender Schmerz. Es war mehr ein wildes Pochen. Ein Lebenszeichen. Und mit einem Schlag dämmerte mir, wie die eigentliche Diagnose lauten musste.

Ich hatte keinen Herzinfarkt. Ich hatte bloß vergessen, wie es sich anfühlt, wenn es eng wird im Brustkorb, weil es einen fast zerreißt vor lauter Glück.

Ich weiß, wie abartig kitschig das klingt. Fast so, als hätte ich es mir ausgedacht – als knackigen Einstieg für dieses Buch. Kann ja keiner nachprüfen, ich war schließlich allein auf Weltreise. Aber ich schwöre bei allem, was mir heilig ist: Es war so. Dieses Gefühl, dass sich plötzlich unkontrolliert viel Energie in einem anstaut und man körperlich fast überwältigt wird von der wilden Sehnsucht und unbändigen Lust aufs Leben – davon können wir alle mehr gebrauchen. Und ich brauchte diesen Moment in Tansania wie einen Bissen Brot. Weil es eine Bestätigung war, die ich insgeheim suchte. Eine Bestätigung, die mir meine schlimmsten Ängste nahm und sagte: »Mädel, du hast das Richtige gemacht.«

Ja, es war richtig, den gut bezahlten Job als Chefredakteurin eines Magazins hinzuschmeißen und die Stopptaste zu drücken. Es war eine vernünftige Entscheidung gewesen, meinen zwölf Jahre alten Škoda, eine Schrottkiste, zu verkaufen und meine Wohnung in Wien an eine hochgradig sympathische irische Studentin unterzuvermieten. Und dass ich mein gesamtes Hab und Gut, 42 000 Euro und ein paar Zerquetschte vom Sparkonto genommen hatte, um es in elf Monaten in vierzehn Ländern bis auf den letzten Cent auf den Kopf zu hauen? Hell, yes! Ich war an dem Punkt angelangt, an dem ich nicht nicht hätte fahren können. Ich war reif für die Welt. Endlich.

Manchmal fragen mich Leute: »Warum der Traum von der Weltreise? Warum hast du die 42 000 Euro nicht in die Anzahlung für eine Eigentumswohnung gesteckt oder dir einen Goldbarren gekauft?« Ich weiß dann keine vernünftige Antwort. Ich würde gerne sagen können: »Ich wollte schon immer die sieben Weltwunder sehen.« Oder mit einer amüsanten Geschichte aufwarten, wie »Indiana Jones war mein Held«. Das stimmt aber nicht. Ich mag *Indiana-Jones*-Filme nicht, der arme Kerl stapft doch meistens nur halb verdurstet durch staubige Gengen oder muss Gewehrketten und Giftpfeilen ausweichen. Und ich bin auch keine Geografie- oder Geschichtsleuchte, genau genommen bin ich mit allem überfragt, was Landkarten, Orientierungssinn und Jahreszahlen betrifft.

Mein Grund ist banaler. Es gab ein Bauchgefühl. Das sagte mir: Wenn ich's nicht mache, werde ich es bereuen und als alte Frau frustriert auf einer Parkbank auf Tauben und kleine Kinder schimpfen. Und das wäre blöd. Im Alter sollten einen die Leute mögen, man weiß nie, wofür man die Kinder, auf die man schimpft, noch braucht. Außerdem hege ich den Verdacht, dass die Welt nur deshalb so groß gemacht worden ist, damit man sie sich ansieht, alles andere wäre ja wohl massive Verschwendung.

Job, dreimal die Woche zum Sport, abends Online-Shops oder so lange Trash-TV schauen, bis die Fernbedienung streikt – das war mein Alltag. Und irgendwann dämmerte mir, dass Paolo Coelho schon recht hatte, als er schrieb: »Wenn du denkst, Abenteuer sind gefährlich, dann versuch's mal mit Routine. Die ist tödlich.« Da stand ich also: siebenunddreißig Jahre alt. Ich hatte weder einen annehmbaren Typen an meiner Seite noch einen ausgeprägten Kinderwunsch. Ich wollte weg, ich musste raus, mein Hirn drohte zu schrumpeln.

Die Entscheidung zur Weltreise war keine verfrühte Mid-life-Crisis. Sie gründete schlicht auf dem Verdacht, dass man vor allem jene Dinge bereut, die man nicht tut. Also bin ich los.

Die folgenden Seiten sollen beschreiben, was passiert, wenn man sich von alten Gewohnheiten löst und sich aufs Leben einlässt, obwohl man als Kontrollfreak doch so gerne auf Nummer sicher geht. Sie handeln von Zufällen, die man sich so vorher nie ausdenken könnte, von der Kraft des Lächelns, der Suche nach der großen Liebe und wie es sich anfühlt, wenn einem plötzlich die ganze Welt offensteht.

Das Ganze ist schwer subjektiv, ich kann ja nicht aus meiner Haut raus. Sie finden hier keine 1:1 Anleitung zum Nachreisen, allein meine Flugroute ist das Unlogischste, was mein Reiseberater je gesehen hat. (»Von Hawaii zurück nach Südamerika und dann erst nach Australien? Das macht doch keinen Sinn.«) Aber ich hab's zumindest gemacht und gebe hiermit weiter, was ich weiß.

So viel vorweg: Es ist nicht wichtig, wie weit oder wie lange man den Fuß aus der Tür setzt, Hauptsache, man bewegt sich überhaupt. Mein Sparbuch und mein Finanzpolster sind zwar weg, dafür habe ich etwas von unschätzbarem Wert dazugewonnen: tiefes Vertrauen. In mich. Und die Welt.

Travel is the only thing you buy that makes you richer.

In diesem Sinne: Gute Reise, wohin auch immer der Wind oder das nächste Flugzeug Sie trägt.



4

LOVE ME TINDER? VON HAIEN UND MÄNNERN

Kapstadt, Südafrika

November

Zurückgelegte Distanz:

14 240 KILOMETER

Runter mit deiner Armbanduhr, weg mit der Designer-Sonnenbrille und nach 18 Uhr gehst du nirgendwohin, außer per Taxi.« Keri die Vermieterin meines Apartments, eine toughie PR-Managerin mit streng zurückgebundenen Haaren und ungefähr so alt wie ich, kam gleich zur Sache. Anstatt sich nach der Begrüßung in Small Talk zu verlieren, bläute sie mir lieber den Verhaltenskodex für Kapstadt ein.

»Aber wir sind hier im Zentrum, gleich um die Ecke vom Parlament, hier gibt's Videoüberwachung an jeder Ecke«, protestierte ich. »Das ist ein sicheres Viertel, deshalb habe ich mich ja hier eingemietet.«

»Du musst in Kapstadt immer wachsam sein«, beharrte Keri weiter. »Lass dir sagen: Ich bin in den vergangenen zehn

Jahren bereits dreimal ausgeraubt worden, auch in vermeintlich guten Gegenden.«

Dann überreichte sie mir die Schlüssel, wünschte mir einen wunderbaren Aufenthalt und ließ mich derart verunsichert zurück, dass ich abends nicht einmal den kleinen Zeh aus der Tür stecken wollte. Keine Ahnung, was ich erwartet hatte: Dass mich schon vor dem Eingang, der wohlgermerkt vierundzwanzig Stunden lang von zwei Doormen patrouilliert wird, jemand abfängt und verschleppt?

Kürzen wir die Sache ab: Nichts ist bisher passiert. Meine billige Armbanduhr liegt im Apartment, das Smartphone trage ich nicht in der Hand und bei dubiosen Gestalten wechsele ich sicherheitshalber die Straßenseite. Kapstadt ist eine Stadt, in der man wieder lernt, auf seinen Instinkt zu hören und die Augen offen zu halten. Es ist ein fabelhaftes Plätzchen, um sich der Sache mit der Selbstverantwortung bewusst zu werden. Vielleicht bin ich naiv, vielleicht hatte ich bisher einfach nur Glück. Aber »Hände hoch, Geld her!« hat noch keiner zu mir gesagt. Stattdessen höre ich reihum: »Have a nice day, Miss!«

Mit jedem Tag fühle ich mich sicherer hier, erkunde stundenlang zu Fuß die Gegend. Und das, was ich bisher vom 25 Grad warmen Kapstadt sehen konnte, hat mich umgehauen – im positiven Sinn. Zwar ist die zweitgrößte Stadt Südafrikas nach wie vor damit beschäftigt, die Apartheid aus ihrem System zu verbannen. Und wer einmal eine zugige Wellblechhütte in den Townships von innen gesehen hat, der kann die Sache nicht so schnell vergessen. Aber Kapstadt ist vor allem eines: atemberaubend schön. Da ist zum Beispiel der saukalte Atlantik mit seinen weißen Stränden. Jeder Küstenabschnitt ein

KAPSTADT

Traum. Lediglich zur Clifton Beach 2 sollte man mit Normalfigur nicht gehen, dort tummeln sich zu viele hungrig aussehende Models. Dann der Tafelberg, ein oben abgeflachter Koloss, auf dem die Südafrikaner nach Feierabend gern mit einer Flasche Wein herumwandern. Der Botanische Garten Kirstenbosch! Der Hipster-Markt mit Livemusik, jeden Samstag in der Old Biscuit Mill! Die grellbunten Häuser im Viertel Bo-Kaap! Die Seelöwen, die heiser in den Buchten jauchzen! Die idyllischen Weingüter! Sogar die Victoria & Alfred Waterfront mag ich, obwohl der pastellfarbene Holzhäuser-Hafen und das Einkaufszentrum nach holländischer Retorte aussehen. Es war goldrichtig, nach der Einöde Tansanias 5000 Kilometer südwärts zu fliegen und ins pulsierende Stadtleben einzutauchen.

Nur ein Problem habe ich hier: Ich muss abspecken. Mein Koffer ist für die Weiterreise in die USA zu schwer. Bald will ich nach San Francisco fliegen, und dann dürfen von den neunundzwanzig Kilo Startgewicht nur noch dreiundzwanzig übrig sein, ansonsten wird es teuer. »Vielleicht habe ich ja Glück und mir werden sechs Kilo geklaut«, habe ich neulich in meiner Ratlosigkeit zu Keri gesagt. Sie hat nur gelacht und gemeint: »Trenne dich lieber freiwillig von Ballast, meine Liebe.« Doch wie zum Teufel verliere ich sechs Kilo? Die Joggingschuhe zurücklassen, die ich seit Beginn meiner Weltreise kein einziges Mal benutzt habe? Klappt schon mal nicht. Die Treter haben orthopädische Einlagen, die waren teuer. Mein Beauty-Arsenal aussortieren? An dieser Stelle sollte ich erwähnen, dass ich mehr Kosmetika mitführe als J.Lo auf Tournee. Aber Hyaluron-Gesichtsmasken und meine Bio-Vanille-Bodylotion haben nun mal was Trösten-

des für mich. Außerdem: In Kapstadt habe ich erstmals in meinem Leben die Dating-App «Tinder» auf meinem Handy installiert. Wenn ich mich schon auf den Single-Markt werfe, will ich nicht wie der letzte Mensch aussehen, sondern wie ein faltenfreier, top gepflegter Hyaluron-Vanillepudding.

Den Floh mit Tinder hatte mir übrigens eine Arbeitskollegin ins Ohr gesetzt. Zuerst war ich über ihren Vorschlag entsetzt gewesen. »Ich werde alleine unterwegs sein«, meinte ich. »Online tummeln sich zu viele Perverse und Psychopathen, zumindest unterstelle ich das den Männern insgeheim.« Doch Christiana ließ nicht locker. »Bei Tinder gibt es auch nette Typen.« Wie aus der Pistole geschossen zitierte sie drei Erfolgsgeschichten von drei Freundinnen. »Du hast dich lang genug verkrochen. Es wird Zeit, dass du wieder mehr unter Männer kommst.« Christianas Herz ist so groß wie ihr Mundwerk, man kann eigentlich nicht anders, als ihren Ratschlägen zu vertrauen. »Versprich mir, dass du die App nutzen wirst, ja? Jede neue Stadt bedeutet eine neue Liebeschance. Und sollte tatsächlich kein Mr. Right dabei sein, so musst du abends wenigstens nicht allein in Bars und Restaurants herumsitzen.«

Hmmm. Wo sie recht hatte, hatte sie recht. Insofern finden sich mittlerweile fünf Fotos von mir im Netz und folgender, flirtbefreiter Text:

Hi, ich komme aus Europa und befinde mich gerade auf Weltreise. Kapstadt ist mein zweiter Stopp, ich bin für drei Wochen hier. Was muss ich sehen? Was sind die Geheimtipps der Stadt? P. S. Bin nicht hier für One-Night-Stands, sorry.

KAPSTADT

Der Nachsatz sollte potenzielle Triebtäter abschrecken – mich aber auch vor mir selbst schützen. Meiner Mutter hatte ich versprochen, ich würde keine Dummheiten machen, schon gar nicht in Südafrika, wo 19 Prozent der Bevölkerung HIV-positiv sind.

Das mit Tinder war keine schlechte Idee. Links am Bildschirm wischen: Nein, danke! Rechter Wisch: Ja, bitte! Die Herren wirken auf den Fotos geistig gesund, mein Psychopathen-Detektor ist bisher nicht angesprungen. Das trifft sogar auf den Model-Typen zu, der mich kurzerhand versetzt hat, nachdem wir uns verabredet hatten. »Ein Freund hatte einen Autounfall, ich muss ihm helfen, es tut mir so leid«, fabulierte er knapp vor dem Treffen in einer Textnachricht. Wer's glaubt. Aber wenigstens hatte er überhaupt abesagt und mir noch drei Insider-Cafés verraten. Von einem anderen Tinder-Typen weiß ich, dass in zwei Tagen ein tolles Open-Air-Konzert im Kirstenbosch stattfindet. Optisch fiel er nicht in mein Beuteschema – ich scoutete in der Alterskategorie fünfunddreißig bis fünfzig, idealerweise mit Bart, dunkelhaarig und größer als ich. Wenn man neu bei Tinder ist, passiert es schon mal, dass man jemanden aus Versehen anklickt. Ihm schien es ähnlich zu gehen, er pochte nicht darauf, mich persönlich kennenzulernen. Glück gehabt. Getroffen habe ich bisher Dirk, einen Juristen aus Wiesbaden, der in Kapstadt beruflich zu tun hat. Sechs Stunden plauderten wir über Gott, die Welt und warum Rauhaardackel cool sind. War nett. Und dann, tja, dann ist da noch Phil.

Phil hat mehr Haare am Kopf und im Gesicht als eine südafrikanische Rugby-Mannschaft zusammen. Er selbst würde

gern wie Brad Pitt aussehen, ein gewisser Hollywood-Bezug existiert auch – die Leute halten ihn jedoch regelmäßig für Zach Galifianakis, den kugelbauchigen, bärtigen Chaoten aus *Hangover*. (Meine Kapstadt-Variante hat übrigens keinen Kugelbauch.) Als wir uns nach fünf Tagen verbalem Schlagabtausch im Netz zum ersten Mal trafen, war es, als würden wir uns schon ewig kennen. Statt Handschlag gab es Küsschen links, Küsschen rechts. Kein holpriges »Und wie geht es dir so?«, kein peinlich berührtes Schweigen. Vor unserer Verabredung in der Bar des Kimberley Hotels hatte ich ihm geschrieben: »Achtung, solltest du ein perverser Frauenschlächter oder Axtmörder sein, ich habe einer Freundin deine Handynummer und dein Profilbild geschickt, du kommst nicht ungeschoren davon.« Phil meinte daraufhin nur: »Gut, dass du mir das sagst. Dann lass ich meine Axt heute mal daheim.« Ich wusste, wir hatten denselben Humor.

Obwohl Phil – ein waschechter Südafrikaner, britisch blasser Hautton und genauso alt wie ich – nicht 100-Prozent mein Typ war, mochte ich ihn sofort. Die wachen, lustigen Augen versprachen einen spannenden Abend. Innerhalb von zehn Minuten steckten wir in einer angeregten Diskussion über seine bibelfeste Familie (»Die beten jeden Tag«) und warum er mit achtundzwanzig mal kurz verheiratet war (seine Frau verliebte sich in einen gemeinsamen Freund, Phil war untröstlich und probierte sogar Paartherapie). Weiter lernte ich: Phil war vor Kurzem sein geliebtes Auto namens Archie geklaut worden. Mittlerweile war die Trauerphase aber abgeschlossen, er fuhr nun die alte Schrottkarre seines Onkels. Als studierter Soziologe war er auch Experte darin, mir die feinen Nuancen, in denen

KAPSTADT

Rassismus sich zeigen kann, zu erklären – und obendrein fühlte er sich für meine kulinarische Weiterbildung zuständig. Er hielt eine Brandrede auf Biltong, getrocknetes, lederartiges Fleisch, dem ich wenig abgewinnen konnte. Er empfahl mir Restaurants, in denen traditionelle südafrikanische Gerichte serviert werden. Gegrillter Springbock! Bobotie, ein herrlicher Hackbraten aus Lamm! Und Malva-Pudding, ein Drei-Millionen-Kalorien-Kuchen, der nach dem Backen mit Milch, Sahne, Butter und Zucker übergossen wird! Als er wie ein wild gewordener Esel kreischte und mich fragte: »Welches Tier ist das?«, schickte er mich zur Auflösung des Rätsels zu den frei lebenden Pinguinen an den Strandabschnitt Boulders Beach. Er selbst möchte in diesem Buch als »Phil, the best lover EVER« erwähnt werden. »Wenn dir best lover ever nicht gefällt: Phil, the greatest lover on earth geht auch.« Ich sage nur so viel: Als er bei unserem ersten Treffen irgendwann meine Hand in seine nahm, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt, und sie nicht mehr losließ, leistete ich keinen Widerstand – und das, obwohl er ein T-Shirt mit dem fragwürdigen Aufdruck »Part Wolf« trug (durch die vielen Haare gibt es durchaus einen optischen Bezug).

Eigentlich wollte mich Phil zum Haitauchen begleiten, aber er musste unterrichten. Also bin ich allein nach Gansbaai gefahren, einen kleinen Küstenort zwei Stunden südöstlich von Kapstadt, an dem Weiße Haie das ganze Jahr über leben und jagen. Weltweit existieren laut Schätzungen noch zwischen 2000 und 5000 *Carcharodon carcharias*, in Gansbaai wird ihr Verhalten wissenschaftlich erforscht. Wie ich auf die hirn-rissige Idee kam, mich für 200 US-Dollar zwanzig Minuten

lang als lebender Köder in einen Tauchkäfig sperren zu lassen? Ich verbuche es mal unter Bestimmung. Bei meinen Streifzügen durch die Stadt hatte ich zufällig eine Werbebroschüre entdeckt. »Cage Diving with the Great Whites« stand da. Und nachdem Kapstadt sich als meine Mutproben-Destination zu entpuppen schien – ich gehe zu Fuß durch die kriminell verrufene Stadt und treffe mich mit wildfremden Männern –, dachte ich, ich mache das mit der Trauma-Bewältigung gleich mit.

Seit ich denken kann, habe ich panische Angst vor dem Raubfisch, genauer gesagt vor jener Version, die in »*Der weiße Hai*« gezeigt wird. Wenn man als Kind unbeaufsichtigt vor dem Fernseher sitzt und plötzlich nur noch spitze Zähne, spritzendes Wasser und Fontänen an Blut sieht, passiert das schon.

Also, rein ins schaukelnde Boot, das Platz für gut zwanzig Passagiere bot, und raus aufs Meer. Wie die wohlgenährte Version von Catwoman lehnte ich in einem knallengen Neoprenanzug an der Reling, während die Crew eimerweise Fischblut ins Meer kippte. »Wir füttern die Haie nicht, wir locken sie mit dem Blut lediglich auf unsere Fährte, das ist ein wichtiger Unterschied«, erklärte der raubeinige Skipper, der zusätzlich eine Holzattrappe auswarf, die von unten wie eine Robbe aussehen sollte. Doch nicht nur der falsche Köder und das Fischblut landeten im Meer. »Booooooar«, tönte es in diesem Moment hinter mir, gefolgt von einem »Platsch!«. Ein mitreisender Passagier, ein junger Inder, erbrach lauthals sein Frühstück. Rührei und Fruchtsalat, alles für die Katz, nein, für den Fisch. Und mit jeder Welle und jeder Windböe kam mehr aus ihm heraus. Ich selbst werde schnell seekrank, weshalb ich mich vorsorglich mit einer Überdosis Ingwerkapseln und Reisekaugummi prä-

pariert hatte. Ich fühlte mich sicher. Ich hatte ja keine Ahnung.

Es war, als hätte der Inder den Startschuss zu einer Epidemie gegeben. Noch bevor wir auf hoher See ankerten, waren zehn der achtzehn Passagiere grün im Gesicht und nuckelten an süßen Lollis. Der Skipper meinte, das mit den Lollis würde helfen. Die Mitreisenden betrachtend, war ich mir da nicht so sicher.

Als ich schließlich an der Reihe war, um in den seitlich am Boot befestigten Käfig zu steigen, begann auch mein Nebenmann zu spucken. Na toll. Da stand ich also, mit vier weiteren Haitauchwilligen, das Wasser bis zum Hals, nur mein Kopf ragte noch heraus. In dieser Position sollten wir im eiskalten Atlantik verharren, bis der Hai sich näherte und der Skipper das Zeichen gab, unterzutauchen. »Schiebt das Erbrochene einfach von euch weg«, hieß es, als der Nebenmann weiter würgte. Mein Neoprenanzug roch beißend säuerlich, an meiner Nase schwamm Ei mit Gallensaft vorbei.

Fünf Minuten vergingen. Warten auf die Filmbestie. Die Wellen drückten meine Füße immer wieder durch die Käfiggitter. »Versucht eure Gliedmaßen in sicherem Abstand zu den Eisenstangen zu halten. Ich will euch ohne abgebissene Extremitäten wieder an Bord hieven«, instruierte der Skipper weiter. Die Frau rechts neben mir wimmerte ängstlich.

»Willst du raus?«, fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Augen sagten etwas anderes. Irgendwann flüsterte sie: »Was, wenn ich jetzt meine Periode kriege?«

Interessante Frage. Ich erinnerte mich dunkel, gelesen zu haben, dass Menschenblut für Haie nicht attraktiv ist, sagte aber nichts.

Dann erfolgte der Alarm: »Hai kommt!« Erst erblickte ich nichts. Plötzlich, für Sekunden, eine Rückenflosse, die aus dem Wasser ragte und auf uns zusteuerte. »Untertauchen!«, brüllte der Skipper. Augenblicklich wurde es still. Unter Wasser lief alles wie in Zeitlupe ab. Auf einmal sah ich: die Kiemen. Die schwarzen Augen. Die graue Haut. Die Flossen. Aber kein weit aufgerissenes Maul. Keine messerscharfen Zahnreihen. Keine Blutfontänen. Stattdessen: vier Meter pure Eleganz und aerodynamisch geformte Schönheit. Ich tauchte auf, schnappte nach Luft. »Hai kommt zurück! Schnell!« Es rumpelte im Käfig, die große Schwanzflosse krachte gegen die Gitter. »Er spielt mit euch!«, lachte der Skipper. Wahrscheinlich hatte er recht. Haie jagen sowieso nur in der Dämmerung und dann auch lieber Robben.

Als ich wieder ins Boot kletterte, fiel all meine Aufregung von mir ab. Das zähnefletschende Monster meiner Kindheit hatte mich nicht gefressen. Im Gegenteil. Warum sollte sich dieser elegante Fisch überhaupt seekranke Menschen in Neopren zwischen die Kiemen schieben? Da fände sich im Meer weitaus Schmackhafteres ... Tja, über dreißig Jahre lang umsonst Sorgen gemacht. Ich lehnte mich zurück, sah aufs Meer, und mit einem Schlag kippte die Stimmung. Mir wurde sensationell übel. So übel wie schon lange nicht. Keine Millisekunde später spritzte der Inhalt meines Magens aufs Deck (sorry, Skipper!) und über die Reling. Einmal. Zweimal. Dreimal. Die Ingwerkapseln und der Reisekaugummi hatten ihre Wirkung verloren. Viermal. Fünfmal. So viel hatte ich doch gar nicht gefrühstückt?

Der Rest ist ein verschwommenes Nichts. Ich erinnere mich einzig daran, dass wir eine Stunde später im Hafen an-

KAPSTADT

dockten und ich nur noch schlafen oder sterben wollte, je nachdem, was zuerst eintrat. In diesem Moment erreichte mich eine Textnachricht von Phil.

»Na, Hai überlebt?«

»Der Fisch war nicht das Problem«, hackte ich in die Tasten und schickte ein krankes Smiley mit Mundschutz hinterher.

»Details! Komm nachher zu mir, ich mache uns was zu essen.« Phils Antwort.

»Glaube mir, die Details willst du nicht hören. Und an Essen kann ich nicht mal denken.«

Dann schaltete sich mein Handy von selbst aus, leerer Akku. Vergleichbar mit meinem eigenen Zustand. Einer der letzten Gedanken vorm Eindösen auf der Heimfahrt war: Ich mag zwar gepäcktechnisch noch keine sechs Kilo verloren haben, aber körperlich muss mindestens die Hälfte meines Gewichts weg sein. (Habe ich schon erwähnt, dass ich einen Hang zum Drama habe?) Vielleicht lässt British Airways das auf meinem Weiterflug in die USA ja gelten ...

.....